

Manche Kinder vergisst man nicht

Nach über 40 Jahren trafen sich eine Erzieherin und ein ehemaliges Heimkind per Zufall wieder

Wiedersehen nach mehr als 40 Jahren: Wilma Nyari hat ihre Kindheit im Heim gebracht und traf per Zufall ihre Lieblingserzieherin wieder. Die beiden erinnern sich aus zwei unterschiedlichen Perspektiven an eine gemeinsame Zeit im Frankfurter Kinderheim Bürgermeister-Gräf-Haus.

■ Von Katja Gußmann

Frankfurt. „Ich habe viel Traurigkeit in meinem Herzen getragen“, erinnert sich Wilma Nyari – und für einen Moment lässt sich das kleine, introvertierte Mädchen in ihrem Gesicht entdecken, das sie einmal gewesen ist. Heute ist sie eine offene, selbstbewusste, fröhliche Frau – mit erstem Kern. Sie ist ihren Weg gegangen: Nach dem Kinderheim folgten drei Jahre in einem von Nonnen geführten Internat, dann eine betreute Wohngemeinschaft mit Jugendlichen. Seit sie 16 ist, steht sie auf eigenen Füßen, hat eine Ausbildung zur Heilpflegerin absolviert und arbeitet seit vielen Jahren mit Kindern und Jugendlichen, hat selbst eine 26-jährige Tochter. „Es ist schön, Wilma heute so zu sehen, dass etwas aus ihr geworden ist. Das tut mir gut, und vielleicht haben wir Erzieherinnen im Kinderheim ja auch einen kleinen Beitrag dazu geleistet“, sagt Anna Romberg, Wilmas Lieblingserzieherin im damaligen Kindergarten des Bürgermeister-Gräf-Hauses, einem Kinderheim in Sachsenhausen, das in den 80er Jahren geschlossen wurde.

1957 hatte es eröffnet und galt als pädagogisch besonders modern und fortschrittlich. 140 Kinder im Kleinkind- und Grundschulalter lebten hier. So bewarb sich auch Anna Romberg dort als Erzieherin, denn sie hatte, damals gerade mal 18 Jahre jung, in ihrer Ausbildung zur Kinderpflegerin die Lehren Montessoris und anderer anerkannter Pädagogen kennen und schätzen gelernt und hoffte nun, ihre Kenntnisse auch praktisch anwenden zu können.

Keine Familie

Wilma Nyari, Jahrgang 1962, verbrachte ihre ersten Lebensmonate auf der Säuglingsstation im Mutter-Kind-Haus in der Scheidswaldstraße in Bornheim. Ihre Mutter kam zwar regelmäßig zu Besuch, aber wirklich wie eine Mutter für sie sorgen konnte sie nicht. Familiäres Leben kannte die einjährige Wilma nicht, als sie in das Bürgermeister-Gräf-Haus zog. Hier wurden die Kinder in Wohneinheiten untergebracht, die zumindest Wohnungscharakter hatten – Wilma teilte sich ein Zimmer mit drei anderen Kindern, gemeinsam hatten sie ein Wohn- und ein Spielzimmer, Küche und Bad, drei weitere Kinder schliefen in einem anderen Raum derselben Wohnung. Die Betreuerinnen arbeiteten im Schichtdienst, größtenteils waren es Kinderkrankenschwestern. „Das genau war auch ein Problem“, erzählt Anna Romberg – „Tante Anni“, wie die Kinder sie nannten. „Wir jungen Mitarbeiterinnen, die eine pädagogische Ausbildung hatten, waren uns oft mit den älteren Kolleginnen, die Kinderkrankenschwestern waren und den Schwerpunkt in der Pflege der Kinder sahen, nicht einig darüber, wie mit den Kindern umzugehen war. In den Wohngruppen liefen die Kinder neben der Hausarbeit nur nebenher, man hat sich nicht viel mit ihnen beschäftigt, das haben wir kritisiert.“

Anna Romberg erinnert sich noch an Wilma als kleines Mädchen, das in das Kinderheim kam, kurz bevor sie selbst Mutter wurde und für drei Jahre pausierte. Als sie 1966 wieder arbeiten will, bekommt sie die Chance, im hauseigenen Kindergarten anzufangen – nur zu gern nimmt sie das Angebot an, denn hier kann sie den Kindern das geben, was sie so nötig brauchen: Aufmerksamkeit, Beschäftigung, Förderung – und Nähe.

Wilma darf erstmals in ihrem Leben so etwas wie Nestwärme spüren: „Bei Tante Anni habe ich zum ersten Mal das gefunden, was ich gesucht habe. Ich bin ihr ja dauernd auf den Schoß geklettert. Ich erinnere mich, dass ich vorher immer, wenn ich in die Sonne geblickt und mit den Augen geklimpert habe, die Regenbogenfarben sah. Ich war traurig, einsam. Die Kindergartenzeit war dann für mich eine tolle Zeit.“ Endlich hatte jemand Zeit für sie. Im Kindergarten waren nur acht oder neun Kinder, „Tante Anni“ konnte mit ihrer Kollegin und einer Praktikantin von acht Uhr morgens bis mittags um zwölf Uhr mit den Kindern etwas unternehmen. Oder sie eben einfach nur mal auf

den Schoß nehmen. „Unsere Praktikantin damals hat an manchen Tagen kaum etwas anderes gemacht, als mit den Kindern zu schmusen“, sagt Anna Romberg lächelnd im Rückblick.

Ohne Kuschtier

Auch wenn tagsüber die Kinder im Garten spielen konnten, Ausflüge machten, sangen und bastelten – am Abend, wieder allein im Bett, zeigten sich die traurigen Seiten des Kinderheimdaseins. „Ich weiß noch, dass ich eine Form von Hospitalismus hatte“, erzählt Wilma Nyari heute nüchtern, ohne Selbstmitleid, „ich habe im Bett beim Einschlafen den Kopf immer hin- und hergeschaukelt und sehr, sehr oft nachts eingenässt.“ Das gab Ärger, also hielt das kleine Mädchen still und hoffte, dass das Bettzeug bis zum nächsten Morgen wieder trocknete. Nicht mal ein Kuschtier konnte Trost spenden. „Alle Spielsachen wurden in den Wohngruppen abends wieder in die Schränke gesperrt“, erklärt Anna Romberg, „Spielzeug, das nur einem Kind gehört hätte, gab es gar nicht. Jedes Kind hatte nur einen Nachttisch für sich, das war alles. Kein eigenes Bild an der Wand, nichts Persönliches. Man hat damals die Notwendigkeit dafür nicht erkannt.“

Überhaupt ging es recht streng in Wilmas Wohngruppe zu. „Manchmal hat mich meine Mutter abgeholt für einen Tag, dann durfte ich Cola trinken. Aber das war im Heim streng verboten und jedes mal habe ich mich voll gekleckert, so dass es raus kam. Dann

haben meine Mutter und ich richtig Ärger bekommen und meine Mutter hatte Besuchsverbot.“ Oder im Sommer, wenn die Nächte so heiß waren, dass die vier Kinder im Zimmer nicht einschlafen konnten, haben sie Quatsch gemacht, erzählt, gelacht, so lange, bis die Nachtwache kam. „Dann wurden wir zur Strafe unter die kalte Dusche gestellt, damit wir endlich Ruhe geben“, berichtet die heute 50-jährige und für einen kurzen Moment offenbart sich stille Wut in ihrem Gesicht. Da zeigt sie sich wieder, die kleine Wilma in der großen.

Bruder war plötzlich weg

Doch die schlimmste Erfahrung stand ihr noch bevor. „Eines Tages kam ich von der Grundschule zurück, da sah ich noch, wie mein ein Jahr jüngerer Bruder in ein Auto gesteckt wurde und wegfuhr. Bis dahin waren wir gemeinsam im Heim gewesen, wenn auch in unterschiedlichen Wohngruppen. Ab dem Tag war er einfach weg. Ich wusste nicht, warum, und wo er hingekommen ist. Ich habe das gar nicht kapiert, das war wie ein schwarzes Loch, in das er verschwand. Ich habe sehr geweint und stand unter Schock.“

Für Anna Romberg heute ein Unding, dass mit den Kindern



Wilma Nyari (l.) hat nach 40 Jahren ihre Erzieherin Anna Romberg wiedergetroffen. Foto: Woch

nicht vernünftig gesprochen wurde: „Das war in den 60er Jahren so, die Kinder wurden noch gar nicht als Person wahrgenommen. In den 70er Jahren hat sich das zum Glück geändert.“ Später in ihrem Berufsleben, nachdem sie sich weiterqualifiziert hatte zur staatlich anerkannten Erzieherin, arbeitete Anna Romberg im Mutter-Kind-Heim, in dem Wilma als Säugling untergebracht war. Und hier haben sich die beiden auch erstmals seit den Kindergarten Tagen im Bürgermeister-Gräf-Haus wiedergetroffen. Im August auf der Abschiedsfeier der Säuglingsgruppe, die im nächsten Jahr schließen wird (diese Zeitung berichtete), weil der Träger des Heims, die Waisenhausstiftung, ein neues Haus auf dem Riedberg baut. Das war für beide Frauen ein schöner Moment, sich nach so vielen Jahren wiederzusehen. Anna Romberg freute sich wahnsinnig: „Ich habe Wilma gleich erkannt – manche Kinder vergisst man einfach nicht.“